

Verlag und Autor danken dem Lotteriefonds des Kantons Thurgau für den finanziellen Beitrag an dieses Buch.

Besuchen Sie uns im Internet: Informationen zu unseren Büchern und AutorInnen sowie Rezensionen und Veranstaltungshinweise finden Sie unter www.edition8.ch

Bibliografische Informationen der Deutschen National-Bibliothek sind im Internet abrufbar unter <http://dnb.ddb.de>.

Mai 2013, 1. Auflage, © bei edition 8. Alle Rechte, einschliesslich der Rechte der öffentlichen Lesung, vorbehalten. Lektorat: Jeannine Horni; Korrektorat: Geri Balsiger; Typografie, Umschlag: Heinz Scheidegger; Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza.
Verlagsadresse: edition 8, Postfach 3522, CH-8021 Zürich, Telefon +41/(0)44 271 80 22, Fax +41/(0)44 273 03 02, info@edition8.ch

ISBN 978-3-85990-182-7

»Sie wollen ihn UMBRINGEN??!!«, schrie Bruno Jaun entsetzt in den strömenden Regen hinaus. »Ja sind Sie denn komplett wahnsinnig geworden?«

Hilvert marschierte unbeirrt weiter, ohne konkretes Ziel, nur weg von diesem schrecklichen Gewölbe.

»Nein, Jaun. Nie habe ich klarer gesehen. Die Sachlage ist ganz und gar einfach – Leimi oder ich. Sehen Sie sich seine gigantische Inszenierung an. Dahinter stecken ein gewaltiges Gedankengebäude und etliche Jahre der Vorbereitung. Stellen Sie sich vor, wie viel Denkarbeit es erforderte, bei seinen Morden die Spuren so zu präparieren, dass sie stets auf mich hinwiesen. Das hier ist sein Lebenswerk, Jaun! Meine Vernichtung! Und es wird nichts geben, das ihn davon abhält! Ausser, wir schalten ihn aus!«

»Aber das können Sie doch nicht machen, Chef! Hören Sie sich doch mal selber zu! Sie wollen einen Mord begehen!« Jauns Stimme tönte schrill und brüchig, während er Hilvert hinterherhastete.

Hilvert hielt inne und betrachtete seinen Assistenten nachdenklich. »Ich weiss, Jaun. Ich weiss. Wenn ich Zeit für die Beweisführung hätte und nicht selber in Lebensgefahr schwebte, würde ich Leimi noch so gerne stellen. Damit ihm der Prozess gemacht werden kann, damit er den Angehörigen seiner Opfer in die Augen sehen und jahrelang im Gefängnis schmoren muss. Selbst wenn ihm das wahrscheinlich egal wäre. Aber wir haben diese Zeit nicht, Jaun. In genau fünf Wochen ist Amtsübergabe. Vor diesem Zeitpunkt will Leimi mich ausschalten. Ganz abgesehen davon wird er merken, dass wir in seinem Versteck waren.«

Hilvert nahm seinen forschen Gang flussaufwärts wieder auf. »Ich gebe uns noch ein paar Tage, maximal. Es kann aber schon in zwei Stunden so weit sein.«

Betrübt starrte Jaun die Wasserpfützen auf dem Gehsteig an, während er seinem Chef blindlings folgte. Es war acht Uhr morgens, Rush-hour, die Autos am Central standen und rollten dicht an dicht. Jaun wusste, was Hilvert meinte; er sah die Logik hinter seiner Aussage.

»Ich kann das nicht«, sagte er.

Hilvert blieb erneut stehen und sah über die Limmat zur Hauptwache hinüber. Dort, hinter diesen Fenstern, sass er an seinem Schreibtisch, der schlimmste Verbrecher, den Hilvert je aufgespürt hatte.

»Wenn wir es nicht schaffen, ihn auszuschalten, und ich sage ganz bewusst wir, dann werden wir beide sterben.«

Der Schluss des Satzes versank im Lärm eines Vierer-Trams, das gerade vorbeirumpelte, vollgepfert mit Pendlern auf dem Weg zur Arbeit. Die Scheiben der Wagen waren von der Wärme im Inneren beschlagen.

»Es muss eine andere Lösung geben, Chef! Es *muss*! Wir sollten mit dem Oberstaatsanwalt sprechen! Ihn um Personenschutz bitten!«

»Ha!« Hilvert lachte bitter auf. »Wie denn? Mit zwei Leichen in meiner Gefriertruhe? Hi Kurt, sorry, ich brauche deine Hilfe. Es sieht zwar so aus, als sei ich ein Massenmörder, aber ich wars nicht, ich schwörs! Leimi wars! Beweise? Nein, hab ich keine, tut mir leid. Aber ich *weiss* es.«

Jetzt marschierten die beiden über die Gemüsebrücke, wobei sie auf genügend Abstand zu den anderen Passanten achteten, damit keiner ihr makabres Gespräch mitbekam. »Nein, Jaun, wir haben beim Oberstaatsanwalt keine Chance. Der würde uns für durchgeknallt halten und umgehend ins Gefängnis werfen. Und angesichts

der Beweise, die bei einer Untersuchung ausgegraben würden, ist es auch klar, dass wir den Rest unseres Lebens in einer Zelle verbringen würden. Wenn wir aber erst mal im Knast sitzen, können wir nicht mehr gegen Leimi ermitteln, um unsere Unschuld und seine Schuld zu beweisen. Glauben Sie mir, wenn der Skandal so richtig kocht, dann wird niemand mehr an unserer Seite stehen, und keiner wird einen zweiten Blick auf die ominösen Fälle werfen. Die Beweise sind ja da, warum also nachbohren?«

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander her, passierten das Fraumünster und landeten schliesslich auf dem Bauschänzli, das einsam in der Limmat vor sich hindämmerte. Kein Mensch war zu sehen, während ringsherum das Tosen des Morgenverkehrs und das Kreischen der Möwen zu hören war. Jaun dachte nach. Er fühlte sich, als ob er vor einem brennenden Haus stünde und entscheiden müsse, ob er nun seine Frau, sein Kind oder seine Mutter retten sollte. Auch wenn es ihm missfiel, so musste er doch zugeben, dass Hilvert Recht hatte. Es war nur noch eine Frage von Stunden, maximal ein, zwei Tagen, bis alles auflöge und Leimi die Leichen inklusive den Beweisen genüsslich der Öffentlichkeit präsentieren würde.

Lebenslänglich wäre die bessere der beiden Optionen, die für Hilvert noch offenstanden. Jaun würde vielleicht mit 15 Jahren wegkommen, falls die Sterne günstig ständen. Die weniger gute Option wäre eine Kugel in den Kopf, abgefeuert von Karl Leimbacher, der natürlich in Notwehr schiessen und als Held in die Annalen der Stadt eingehen würde. Es war zweifelsohne die Option, die mit sehr viel grösserer Wahrscheinlichkeit eintreffen würde.

Leimbacher hatte jahrelang an seiner Inszenierung gearbeitet, wie ein professioneller Regisseur. Er hatte die Fäden ausgelegt, die Stolpersteine gesetzt, die Krümel ge-

streut. Jetzt waren Hilvert und sein Assistent die Hauptverdächtigen, und sie hatten auf die Schnelle nichts, was sie der Macht der Fakten entgegenhalten konnten.

Für Bruno Jaun war es besonders ernüchternd, dass er, ein glühender Verfechter von Fakten statt Spekulationen, jetzt von Fakten in die Enge getrieben wurde und nur noch auf sein Bauchgefühl vertrauen konnte. Denn letztlich war es nichts als sein Gefühl, das ihm sagte, dass Thomas K. Hilvert trotz aller Beweise eben nicht der Mörder war.

Doch was, wenn sein Gefühl ihn trog? Wenn er helfen würde, Leimbacher auszuschalten, nur um nachher feststellen zu müssen, dass er sich geirrt hatte? Wenn Leimbacher zwar ein Arschloch, aber dennoch unschuldig wäre? Und wenn die Fakten die Wahrheit gesagt hätten? Nämlich dass Hilvert geisteskrank und schuldig war. Oder wenn es einen dritten, noch unbekanntem Täter gäbe, der Hilvert ebenfalls hasste? Denn sie hatten nichts in der Hand, das Leimbacher wirklich als Täter überführen könnte. Nichts ausser Hilverts logischer und einleuchtender Konstruktion der Tathergänge.

Jaun wurde sich bewusst, dass er diese Spannung nicht aushielt. Er war der Situation nicht gewachsen. Eine Stimme in ihm sagte laut, er solle nach Hause fahren, sich einschliessen und einfach der Dinge harren, die auf ihn zukämen. Es wäre der Entscheid eines Feiglings. Aber das hätte Jaun nicht einmal gestört, denn er hatte sich nie für besonders mutig gehalten. Was hingegen schlimmer wog, war die Aussicht, unschuldig im Gefängnis versauern zu müssen oder im Grab zu landen. Denn was immer auch Hilvert getan haben mochte – von sich selbst wusste Bruno Jaun, dass er unschuldig war. Ja, er hatte Regeln gebrochen, ja, er hatte hie und da eine Unkorrektheit von Hilvert gedeckt. So wie der Filter auch, was aber keine Entschuldigung war. Für Jaun wichtiger

war die Überzeugung, dass sein Handeln richtig gewesen war, dass es letztlich der Gerechtigkeit gedient hatte. Und dass er es wieder tun würde. Ebenso sicher war er sich, dass auch Thomas K. Hilvert unschuldig war.

Deshalb fand Jaun es empörend, dass er und sein Chef für Leimbachers Morde den Kopf hinhalten und alle Konsequenzen auf sich nehmen sollten. Und Empörung, das war für den trockenen, ausgeglichenen Bruno Jaun eine sehr starke Emotion.

Er würde den Kampf nicht aufgeben. Das wurde ihm in diesem Moment klar, als sein Blick der Limmat entlang über die malerischen Fassaden der Schipfe zur Hauptwache wanderte. Ob die von Hilvert vorgeschlagene Lösung die einzige, die richtige oder überhaupt realisierbar war, wusste er nicht. Vielleicht war der Plan der reine Wahnsinn, vielleicht gäbe es eine bessere Lösung. Aber um das herauszufinden, brauchte er Zeit. Sie mussten Zeit schinden! Er sah Hilvert an, der gedankenversunken im Regen stand und irgendwie geschlagen wirkte. Erschöpft. Wann er wohl das letzte Mal geschlafen hatte?

Bei ihm selbst waren es ein paar Stunden in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag gewesen, und er spürte die Müdigkeit in seinen Knochen sitzen.

»Wir müssen Zeit schinden«, sagte Jaun, »genug Zeit, um gründlich nachzudenken. Ich kann jetzt keine Entscheidung fällen.«

Hilvert schwieg lange. »Gut«, sagte er dann und nickte müde.

»Wir müssen unbedingt den Anschein von Normalität wahren«, sagte Jaun und fühlte plötzlich so etwas wie Boden unter den Füßen. Es wurde konkret, es wurde praktisch, da war er in seinem Element. »In Ihrem Büro herrscht ein heilloses Chaos. Die Sachen in dem alten Schrank müssen sofort weg, die darf niemand sehen!«

»Ich räume gleich auf.«

»Nein! Das mach ich. Sie haben um neun Uhr einen Termin beim Filter. Also in zwanzig Minuten.«

Hilverts Augen weiteten sich. »Scheisse. Leimi wird auch da sein. Und dann werden wir alle zur Staatsanwaltschaft gehen. So«, er zeigte mit einer Geste auf seinen Anzug, »kann ich da nicht hin.«

Jaun konnte sich ein leichtes Grinsen nicht verkneifen. Hilvert sah in der Tat wie ein Clochard aus, völlig durchweicht. Sein Mantel war verschmutzt vom Besuch im Tunnel und in der staubigen Garage in Schlieren. Hilvert hatte Recht, in diesem Aufzug konnte er nicht zum Filter.

»Wir machen das so«, sagte Jaun entschieden, verwundert über die Entschlossenheit in seiner Stimme. »Sie gehen jetzt sofort nach Hause, duschen, ziehen sich frische Kleider an und treffen dann den Filter. Ich rufe den Filter an und informiere ihn, dass Sie sich fünfzehn Minuten verspäten würden. Dann räume ich Ihr Büro auf und denke über unser weiteres Vorgehen nach. Klar? Und versuchen Sie, um Himmels Willen, sich nichts anmerken zu lassen!«

Hilvert nickte. Zunächst schien es, als wolle er etwas sagen, doch dann drehte er sich wortlos um und hastete in Richtung Rennweg davon.

Jaun selbst hetzte im Laufschrift durch die enge Arkade an der Schipfe zur Urania-Wache. Als er das erhabene Gebäude vor sich sah, hatte er erneut den Eindruck, in einem endlosen Albtraum gefangen zu sein. In den Korridoren versuchte er, den Kollegen aus dem Weg zu gehen, konnte aber nicht verhindern, dass ein paar von ihnen wegen seines pennerhaften Aussehens stehenblieben und ihm nachstarrten. Womöglich fiel ihnen auch sein gehetzter Blick auf. Jaun grüßte jeweils kurz und eilte weiter.

Die Tür zu Hilverts Büro war geschlossen, Gott sei

Dank! Der Aktenschrank samt seinem Inhalt lag noch am Boden. Niemand schien hier gewesen zu sein. Bruno Jaun schloss erleichtert die Tür ab und ging in sein eigenes Büro hinüber. Eine ganze Weile sass er dann reglos in seinem Stuhl und starrte das Telefon an. Jetzt ging es um die Wurst. Er durfte sich auf keinen Fall etwas anmerken lassen. Alles ist wie immer, beschwor er sich. Alles ist wie immer. Wäre er religiös gewesen, hätte Jaun gebetet, doch damit hatte er schon vor Jahrzehnten aufgehört. Die Religion hatte seiner Leidenschaft für Fakten nicht standgehalten.

Und jetzt, Ironie des Schicksals, ging es einzig darum, gegen den Irrsinn der Fakten vorzugehen.

Es war fünf Minuten vor neun, als Bruno Jaun die Nummer des Filters wählte.

»Ja?«, blaffte dieser fast umgehend in den Hörer.

»Hier ist Jaun.«

»Ich weiss! Wo ist Hilvert?«

»Er kommt zu spät. Fünfzehn Minuten. Ich glaube, es ist gestern spät geworden.«

»Hmpf. Normalerweise würde ich ihm eine Standpauke halten«, brummte der Filter, »aber mittlerweile bin ich ja schon froh, wenn er überhaupt kommt!«

Schweigen in der Leitung. Sag nichts, beschwor sich Jaun. Jedes Wort kann dich verraten.

»Er war gestern bei mir«, sagte der Filter dann sanfter.

»Ich weiss. Er hat es mir gesagt.«

»Er spinnt!«, platzte der Filter heraus. »Immer diese Rosi! Rosi, Rosi, Rosi! Ich kann es nicht mehr hören! Wann hört er endlich auf damit?«

Jaun merkte, wie seine Hand zitterte. »Ich habe mit ihm gesprochen«, hörte er sich sagen. »Ich habe ihm gesagt, dass wir es uns nicht mehr leisten könnten, in diesem Fall zu ermitteln. Ich habe ihm gesagt, dass er sich auf

die Amtsübergabe konzentrieren müsse. Ich glaube, es ist angekommen. Und darum ist er wohl auch zu spät.«

Stille. Dann ein tiefer Seufzer: »Danke, Jaun«, sagte der Filter. »Danke!« Dann war er aus der Leitung.

Jauns Hand zitterte so sehr, dass er den Hörer zuerst neben das Telefon anstatt auf die Gabel legte. Ihm war schlecht. Vor sich sah er den Abgrund, in den er und Hilvert zu stürzen drohten. Er hatte keine Ahnung, ob sie diesen Berg an Herausforderungen meistern könnten.

Ruhig, Jaun, ruhig, beschwor er sich. Denk nach. Er öffnete die unterste Schublade, holte den Cognac heraus. Um ein Glas zu holen, hatte er keinen Nerv. Er setzte die Flasche an und trank ein paar grosse Schlucke. Es brannte in seiner Kehle, und praktisch sofort fühlte er die Wirkung des Alkohols in seinem Körper. Eine ordentliche Portion Cognac auf nüchternen Magen nach einer durchwachten Nacht, das fuhr ein.

Als Jaun die Flasche wieder versteckte, war er bereits deutlich ruhiger. Er ging auf die Toilette am Ende des Flurs, wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser und versuchte in dem Zombie, den ihm der Spiegel zeigte, sich selbst zu erkennen. Dann ging er in Hilverts Büro und schloss die Tür hinter sich ab.

Sechzehn Minuten nach neun. Hilvert holte tief Luft und hob die Hand, um an die Tür zu klopfen. Der Filter war da drin, Leimbacher war da drin – und sie durften ihm nichts anmerken.

Nichts davon, dass er da Silvas blutüberströmte Leiche gefunden hatte. Nichts davon, dass er nun endlich wusste, wer Rosi ermordet hatte.

Und auf gar keinen Fall durften sie ihm ansehen, dass er plante, Karl Leimbacher zu ermorden. Und dass er diese widerwärtige Kreatur mit all der Intensität, zu der er fähig war, hasste.

Hilvert hatte sich frisch gemacht, eine Dusche genommen, etwas Eau de Toilette aufgelegt. Hugo Boss, das mochte er am liebsten. Die Zeit hatte sogar für eine Rasur gereicht. Und er hatte sich in den beigen Anzug geworfen, den er am meisten mochte. Hut und Schuhe passten auch, und beide glänzten vom Wasser, das immer noch vom Himmel fiel, so als ob Petrus Zürich ertränken wollte.

Siebzehn Minuten nach neun, Hilvert war bereit. Er klopfte an und trat ein, entschuldigte sich für sein zu spätes Erscheinen. Der Filter sass in seinem Stuhl, Lesebrille auf, Teetasse vor sich. Leimbacher in der Sitzecke, sein Mops Gesicht wirkte teilnahmslos wie immer. Hilvert zwinkerte ihm zu wie immer und hoffte, dass es nicht so verkrampft aussah, wie er sich fühlte. Dann liess er sich in einen der schweren Stühle in der Ecke fallen und schnappte sich ein Croissant.

Der Filter kam von seinem Tisch herüber, in der Hand hielt er einen Stapel Papiere.

»So«, sagte er, »dann wollen wir mal. Schön«, ein Seitenblick auf Hilvert, »dass Sie es auch noch geschafft haben.«

»Die Arbeit«, stöhnte Hilvert theatralisch, »man kommt ja kaum mehr zum Atmen.« Er zwinkerte dem Filter zu, der still schmunzelte, während Leimbacher verächtlich auflachte.

»So, so«, höhnte er. »Ist Jaun krank, so dass Sie sich Ihren Kaffee selber rauslassen mussten?«

»Schlimmer noch«, gab Hilvert zurück. »Ich habe mich in einem alten Fall verloren. Professor Schwartz, Sie erinnern sich sicher. Doch dann ist mir eingefallen, dass ich dafür ja gar nicht mehr zuständig bin.« Er schenkte Leimi ein zuckersüßes Lächeln und registrierte befriedigt, dass dessen Gesichtsfarbe auf der Farbskala drei grosse Stufen in Richtung Rot rutschte.

Der Filter räusperte sich lautstark, um das Geplänkel zu unterbinden.

»Wir haben um halb elf einen Termin beim Oberstaatsanwalt«, sagte er entschieden. »Es gibt da eine Reihe von Dienstverfahren, über die ich Sie informieren muss, Hilvert. Dinge, die Ihr neues Amt mit sich bringt. Ich bin sicher, dass Sie von meinem Vize«, er wies auf Leimbacher, »alle Unterstützung bekommen werden, die Sie benötigen. Doch es ist wichtig, dass Sie sich mit allem, was auf Sie zukommen wird, kurz vertraut machen.«

Hilvert stimmte ihm mit einem Nicken zu.

»Deshalb wünsche ich ausdrücklich, dass Sie keine Fälle mehr bearbeiten, Hilvert. Und ganz besonders fordere ich Sie auf, die Finger vom Fall Rosi zu lassen. Der Fall ist seit zwanzig Jahren eingestellt. Haben Sie verstanden?«

»Ich habe lange darüber nachgedacht«, antwortete Hilvert ruhig. »Und ja, ich werde in dieser Sache nicht mehr ermitteln.«

Der Filter warf ihm einen erstaunten Blick zu, und aus dem Augenwinkel sah Hilvert, wie ein leises Lächeln um Leimbachers Mundwinkel zuckte. Plötzlich loderte Hass in ihm auf, glühender Hass. Dieser niederträchtige Bastard, er sollte ihm gleich jetzt den Garaus machen. Ihm mit dem Bronze-Cherubin auf dem Schreibtisch des Filters den Schädel einschlagen und so lange darauf herumhämmern, bis Leimis krankes Hirn am Boden klebte. Seine Fingernägel gruben sich in die Handfläche, als Hilvert die Fäuste ballte und auf die Zähne biss, um sich zu beherrschen. Nicht ausrasten, auf keinen Fall. Das wäre das Ende.

»Dann ist ja gut«, sagte der Filter schliesslich und reichte Hilvert und Leimbacher ein paar Mappen. »Dann können wir anfangen.«

Schweiss rann Bruno Jaun übers Gesicht. Den Schrank aufzurichten hatte ihn viel Kraft gekostet. Dann hatte er begonnen, den am Boden verstreuten Inhalt wieder einzuräumen. Ordentlich, wie er nun mal war, hatte er lose Papiere gestapelt und Ordner in Reih und Glied aufgestellt. Bis ihm bewusst wurde, dass diese Ordnung verdächtig war, weil sie nicht zu Hilvert passte. Also hatte er alles wieder herausgezogen und auf den Boden geworfen, um es danach wahllos zurück in den Schrank zu stopfen. Jetzt türmten sich auf den Regalen schiefe Aktenstapel, die jederzeit auseinanderzufallen drohten, neben kreuz und quer liegenden Ordnern und Kartoncouverts. Auch den Gürtel ohne Schnalle hatte Jaun wieder hinten im Schrank versorgt.

Mit Mühe schaffte er es, die Tür zuzudrücken und abzuschliessen. Er liess seinen Blick durchs Büro schweifen. Alles sah normal aus, eine Schweinerei zwar, aber grad deswegen normal. Immerhin das.

Jaun ging in sein Büro hinüber und sichtete kurz seine eigenen Unterlagen zum Fall Rosi, doch hier war alles in bester Ordnung. Nichts Verdächtiges, das er hätte verschwinden lassen müssen. Er sah auf die Uhr. Seit einer knappen Stunde befand sich Hilvert in der Sitzung mit dem Filter und mit Leimi. Offensichtlich war es dabei zu keiner Katastrophe gekommen. Gut.

Entschlossen verliess Bruno Jaun wenige Minuten später die Hauptwache und ging zu Fuss zum Rennweg. Den Schlüssel zu Hilverts Bleibe hatte er noch immer bei sich. Die Wohnung sah noch so aus, wie er sie in der Nacht verlassen hatte. Fast, zumindest. Im Bad türmten sich Hilverts schmutzige Kleider.

Jaun steuerte das Gästezimmer an und öffnete den Schrank. Da waren sie, die Beweise, die Hilvert so unmissverständlich des mehrfachen Mordes überführten. Und die Bruno Jaun so einfach in den Wind schlug.

Er musste nachdenken. Jetzt gleich. Jaun wurde sich bewusst, dass er keinen Plan hatte, was ihn zutiefst beunruhigte. Zwar hatte er sich ein bisschen Zeit verschafft, indem er auf der Wache wieder einen normalen Zustand hergestellt hatte. Aber jetzt galt es, auf wesentliche Fragen eine Antwort zu finden. Was sollte mit den Leichen geschehen? Jenen in der Gefriertruhe und im Tunnel? Sollte er die Beweise in Hilverts Wohnung verschwinden lassen, gar vernichten oder überhaupt nicht anrühren? Und was genau war eigentlich sein Ziel?

Jaun begab sich in die Küche, startete Hilverts Kaffeemaschine und liess sich einen grossen Latte macchiato heraus. Bis anhin hatten ihn der Stress und das Adrenalin auf Trab gehalten, doch jetzt, wo er sich eine erste Pause gönnte, fühlte Jaun eine tiefe Müdigkeit. Er liess sich auf einen Stuhl fallen und rief seine Frau an. Er erzählte ihr nichts von den Schwierigkeiten, in denen er steckte. Er wollte einfach ihre Stimme hören und ihr mitteilen, dass er nicht verhaftet worden war. Noch nicht.

Leimbacher erwähnte er mit keinem Wort. Und schon gar nicht die Leichen.

Danach blieb Jaun eine Weile untätig in der Küche sitzen. Sein Kopf war leer. Die Ereignisse der letzten Tage, die Last des neu gewonnenen Wissens erdrückten ihn. Umso mehr, als sie keine echten Optionen hatten, um sich aus ihrer Lage zu befreien. Wie Hilvert gesagt hatte: Sie standen im Schach.

Bruno Jaun hatte keine Ahnung, wie lange er in Hilverts Küche sass. Irgendwann stand er auf, klaute aus dem Kühlschrank ein Stück französischen Käse und schnitt sich zwei Scheiben Brot ab. Gierig verschlang er seinen Imbiss, danach fühlte er sich gestärkt und wieder etwas menschlicher. Er ging ins Gästezimmer, öffnete den Schrank und sah in mühsamer Kleinarbeit alles durch, was sich dort türmte, angefangen von einer alten

Filter-Kaffeemaschine bis hin zu den zwei Pässen, einer davon ausgestellt auf Pius Hegmüller. Die eine Leiche in der Gefriertruhe.

Als er sich einen Überblick verschafft hatte, legte Jaun alles wieder zurück in den Schrank und wandte sich dem Schreibtisch zu. Er brauchte eine vollständige Bestandsaufnahme. Nicht, weil er etwas verschwinden lassen wollte, sondern weil er wissen musste, wo er in diesem ganzen blutigen Spiel stand.

Er sah es, als er die dritte Schublade ausräumte. Ein Smartphone, fast neu, der Akku lag daneben. Hilvert besass kein Smartphone, er wusste nicht einmal, wie man es bediente.

Bruno Jaun war sich sicher, dass es das Telefon von Marcos da Silva war. Auf dem er gerade eben Fingerabdrücke hinterliess. Doch das störte ihn nicht einmal gross, denn das Telefon war der Beweis für ein sehr viel grösseres Problem: Leimi war vor kurzem hier gewesen.

Dr. Caroline Happold dampfte vor Ärger. Grund dafür war ein blasierter Mitarbeiter des Apple-Stores an der Bahnhofstrasse. Die Ärztin hatte sich in der Klinik eigens zwei Stunden über Mittag freigeschaufelt, um sich einen neuen Akku für ihr Macbook zu besorgen. Das Gerät gab langsam den Geist auf, und sie war sich sicher, dass es am Akku lag. Den würde sie auch selber einbauen können. Wenn man regelmässig Patienten darüber aufzuklären hatte, dass sie in wenigen Monaten an ihrem Krebsleiden sterben würden, und man nichts, aber auch wirklich gar nichts dagegen tun konnte, dann war der Austausch eines Akkus keine echte Herausforderung.

Bei Apple sah man das anders. Nein, hatte der junge Mann hinter dem Designer-Tischchen verkündet, er könne ihr jetzt keinen Akku verkaufen. Zuerst müsse man abklären, was dem Gerät tatsächlich fehle. Bis zu diesem

Zeitpunkt war Caroline Happold noch freundlich geblieben. Das mochte auch daran gelegen haben, dass der Verkäufer unverschämte gut aussah. Er war durchgestylt wie der ganze Laden und mit einer hübschen Fratze gesegnet, die unaufhörlich lächelte. Caroline Happold hatte das Lächeln erwidert, all ihren Charme aufgeboten – davon besass sie eine ganze Menge, wenn sie wollte – und ihr Anliegen wiederholt. Sie wolle keinen Aufstand machen, hatte sie erklärt, aber sie wünsche nun mal einen Akku, den man ihr doch freundlicherweise verkaufen solle. Sie werde ihn in jedem Fall bezahlen, selbst dann, wenn er den Defekt an ihrem Macbook nicht beheben würde. Wo also sei hier, bitte schön, das Problem?

Sie stiess auf taube Ohren. Statt ihr einen Akku zu verkaufen, bot ihr der Apple-Mitarbeiter einen offiziellen Support-Termin an. Sie solle in zwei Tagen mit ihrem Macbook vorbeikommen, damit sich ein Servicetechniker des Problems annehmen könne.

Das war das Ende ihrer Freundlichkeit, Attraktivität hin oder her. Frust und Ärger stiegen in ihr hoch und verdrängten jeglichen Funken von Charme. Die andere Caroline Happold, diejenige, die einen Assistenzarzt in einer Minute so richtig zur Schnecke machen konnte, nahm sich des Problems an. Sie holte tief Luft, schaltete auf maximale Lautstärke und kanzelte den lächerlichen Gecko in seinem Apple-T-Shirt dermassen ab, dass es im gesamten Shop totenstill war, als sie mit ihrer Tirade fertig war.

Am ganzen Körper zitternd, doch erhobenen Hauptes stürmte Caroline Happold dann aus dem Laden hinaus, ungläubige Blicke und beredtes Schweigen in ihrem Rücken. Sie war so aufgebracht, dass sie unmöglich in ein Tram steigen und stillsitzen konnte. Darum ging sie energischen Schrittes durch die Schützengasse und über den Beatenplatz Richtung Central, wo sie die Polybahn zur

ETH nehmen wollte. Ihr Arbeitsort, das Universitätsspital, lag direkt gegenüber der Hochschule.

Sie nahm es nur aus dem Augenwinkel wahr. Später würde sie zu Protokoll geben, dass sie auch nicht genau wüsste, warum ihr aufgefallen war, was sie schliesslich entdeckte. An der Abschränkung des Materiallagers für die Baustelle Löwenbahnhof gleich neben dem Mühlesteig lehnte ein Packer Lumpen. Ein Stoffballen, den irgendwelche Bauarbeiter hingestellt haben konnten. Doch Caroline Happold schaute genauer hin – und entdeckte die Umrisse eines Menschen unter dem Haufen.

Neugier und ihr ärztlicher Instinkt liessen sie innehalten und ein paar der Lumpen anheben. Sie war viel zu abgebrüht, um aufzuschreien, als sie die blutüberströmte Leiche einer Frau sah, die an den Brettern lehnte. Ihre Gedärme quollen aus einer riesigen Bauchwunde heraus, und in ihrer Brust steckte ein Messer, das durch ein Blatt Papier hindurchgetrieben worden war. Darauf waren zwei Sätze in Schreibmaschinenschrift zu lesen.

*Das ist bereits Nummer 5.
Offensichtlich reicht es nicht,
euch immer wieder darauf hinzuweisen.*

Caroline Happold hatte keine Ahnung, worum es ging oder worauf sich der Zettel bezog. Aber sie war ganz sicher, dass es nichts Gutes war.

Entschlossen wählte sie die Notrufnummer 117.

Bruno Jaun hörte die Polizeisirenen heulen, als er aus Hilverts Wohnhaus am Rennweg trat. Gleichzeitig piepte sein Handy in der Jackentasche. Hilvert.

»Kommen Sie sofort her«, flüsterte der Hauptmann in den Hörer. Im Hintergrund hörte Jaun die Geräusche regen Treibens und die Stimme von Leimi. »Sofort!« Dann legte Hilvert auf.

Jaun rannte zur Urania-Wache. Dort tönte es wie in einem Hornissennest. Auf dem Platz vor der Wache hasteten Polizisten hektisch herum, und laute Zurufe flogen durch die Luft. Am Central und auf der Bahnhofbrücke standen die Autos Schlange. Der Verkehr rund um den Bahnhof schien zusammengebrochen zu sein, was sich wegen der chaotischen Verkehrsführung in der Innenstadt fast umgehend auf das ganze Zentrum auswirkte.

Hilvert stand am Fenster in seinem Büro, die Hände auf dem Rücken verschränkt, die Augen starr auf den Menschauflauf am Bahnhofquai gerichtet. Er drehte sich nicht um, als Jaun ins Büro stürzte.

»Was ist passiert?«

Hilvert drehte sich langsam um, sein Gesicht wirkte eingefallen. »Er eskaliert«, flüsterte er. »*Ich* eskaliere!«

»Wie bitte?«

»Seriengeräter«, sagte Hilvert gepresst, »die gängige Theorie besagt, dass sie in immer kürzeren Abständen morden, dass sie immer mehr Nervenkitzel brauchen. Sie verlieren die Beherrschung vollends, fordern ihre Verfolger regelrecht heraus und suchen Aufmerksamkeit um jeden Preis. Das simuliert er jetzt.«

Jaun verstand. »Noch ein Toter«, stöhnte er resigniert.

»Direkt vor unserer Nase«, sagte Hilvert und deutete aus dem Fenster. »Sehen Sie selbst!«

Jaun stürzte zum Fenster, sah die Polizisten, die Gaffer, die Absperrungen, das weisse Zelt über dem Tatort neben dem Mühlesteig. Er schnappte nach Luft. Plötzlich spürte er, wie Hilvert ihn mit hartem Griff am Oberarm packte. »Wir müssen ihn aufhalten, Jaun!«, flüsterte der Hauptmann. In seinen Augen flackerte ein merkwürdiges Feuer.

»Er war in Ihrer Wohnung«, sagte Jaun leise. »Marcos da Silvas Handy liegt in der Schublade Ihres Schreibtisches!«

Hilverts Blick war hart und zugleich voller Angst. »Wir müssen diesen Wahnsinnigen aufhalten, Jaun!«, wiederholte er.

Jaun gab keine Antwort. Er starrte aus dem Fenster, sah die friedlich dahinströmende Limmat, das behäbige Niederdorf und inmitten dieser Beschaulichkeit, direkt vor seinen Augen, Leimis monströses Werk. Die Zweifel fielen von ihm ab, als würden sie vom Wind davongetragen. Jaun drehte sich zu seinem Chef um, holte tief Luft.

»Wir eliminieren ihn so schnell wie möglich, Chef, dieses mörderische Spiel muss ein Ende haben«, sagte er. In einer entfernten Ecke seines Gehirns löste diese Aussage einen Alarm aus, den er allerdings ignorierte.

»Aber«, sagte er mit erhobenem Zeigefinger, »wenn wir das tun, dann machen wir das nach *meinen* Regeln. Wenn wir Leimis Hinrichtung so angehen, wie Sie ermitteln, erwischt man uns in weniger als zwei Tagen. Das darf nicht passieren!«

Hilvert machte grosse Augen, nickte dann aber. »Sie wissen, dass wir uns damit auf dem direkten Weg in die Hölle befinden, Jaun? Und es ist eine Einbahnstrasse, es gibt kein Zurück.«

Jaun war sich dessen voll bewusst. Er hatte die Situa-

tion mit klarem Verstand analysiert und war zu einem Schluss gekommen. Leimbachers physische Vernichtung war der letzte mögliche Schachzug, der ihnen blieb.

»Wir sind bereits in der Hölle«, sagte Bruno Jaun.

Um fünf Uhr fand die Krisensitzung zum Fall des Mordopfers beim Mühlesteig statt. Oberstaatsanwalt Meyerhans wurde zum Leiter der Ermittlung bestimmt. Die Polizei erhielt den Auftrag, eine Sonderkommission einzurichten, der Karl Leimbacher vorstand. Die Stimmung an der Sitzung war aufgeheizt, aber nicht hysterisch. Obwohl solche Mordfälle keine Routine waren, herrschte Professionalität vor. Am meisten gab der Zettel zu reden, den man beim Opfer gefunden hatte. *Das ist bereits Nummer 5. Offensichtlich reicht es nicht, euch immer wieder darauf hinzuweisen.* Niemand ging davon aus, dass die Notiz nicht äusserst ernst zu nehmen war.

Hilvert sass wortlos am Tisch und fühlte sich wie im Theater. Er sah die Tragweite der Notiz klar vor sich. Leimi hatte noch nicht vor, den Schlussvorhang über seine Inszenierung fallen zu lassen. Nadeschda, Tommy Lazza, Marcos da Silva, die schändlich zugerichtete Frau beim Mühlesteig und, falls der Brief stimmte, noch ein weiteres unbekanntes Opfer – allesamt bisher noch nicht mit einer Mordserie in Verbindung gebracht. Jetzt, fünf Wochen vor der Amtsübergabe, öffnete Leimbacher den Vorhang zum grandiosen Schlussakt. Er zog sein perveres Tun ins Licht der Scheinwerfer, vor die Augen der Öffentlichkeit. Der Zeitpunkt war schlau gewählt: Hilvert, der demnächst sein neues Amt antreten würde, kam für die Leitung einer Sonderkommission, wie sie in solchen Fällen gebildet wurde, nicht mehr in Frage. Leimi hatte die Federführung über die Aufklärung seiner eigenen Verbrechen und damit freie Hand, das Ergebnis zu manipulieren.

Und Hilvert, der zum hilflosen Beobachter degradiert, zum Zuschauen verdonnert war, sah den weiteren Verlauf klar vor sich. Es würde weitere Tote geben, vielleicht einen, vielleicht zwei, in kurzen Abständen. Die Medien würden mit immer grässlicheren Enthüllungen die Stadt in Angst und Schrecken versetzen, und viele Menschen würden sich nachts nicht mehr auf die Strasse wagen. Dann würden langsam erste Ermittlungsergebnisse bekannt, Puzzleteile eines grossen Ganzen, welche die Polizei, die Medien und die Öffentlichkeit unaufhaltsam zur Einsicht führen würden, dass der Mörder aus gesellschaftlichen Kreisen stammte, in denen man ihn zuletzt vermutet hätte. Der so entstehende Sog würde schliesslich direkt auf das Polizeipräsidium zuhalten, in dessen Zentrum eine einzige Person stand.

Er. Thomas K. Hilvert.

Leimi hatte die grosse Enthüllung mit Sicherheit längst bis ins Detail geplant und die Spuren entsprechend ausgelegt. Er wäre der Held, der Superstar, der das Monster ausschaltete und der Stadt ihr Leben wieder zurückgab.

Dass Hilvert gegen diesen reissenden Strom anschwimmen könnte, redete er sich nicht einmal in seinen schönsten Träumen ein. Niemand würde auf seine Argumente hören, keiner einen zweiten Blick auf die Taten dieses Wahnsinnigen werfen.

Mit einer Mischung aus Bewunderung und Entsetzen musste Hilvert ein weiteres Mal feststellen, wie sehr er Karl Leimbacher, den belächelten, verachteten Schleimi-Leimi, unterschätzt hatte. Er, Thomas K. Hilvert, war nun ganz und gar gegen seinen Willen gezwungen, ein Verbrechen zu begehen, um diesen Albtraum zu stoppen. Ohne Garantie auf Erfolg.

Hilvert wusste nicht, ob er die Kraft hatte, Leimbachers tödliches Drama umzuschreiben. Einen Mord zu planen und ihn dann auch zu begehen, waren zwei verschiedene

Paar Schuhe. Vielleicht war diese Idee einfach das letzte, verzweifelte Aufbäumen vor dem ausweglosen Ende. Sozusagen ein Widerstand um des Prinzips willen.

Er musste sich gründlich überlegen, ob es nicht doch eine andere Lösung gab. Nämlich die, den eigenen Untergang in Kauf und wenigstens Jaun aus der Schusslinie zu nehmen. Das hier, das war eine alte, persönliche Sache zwischen Leimi und ihm, und nur weil er, Hilvert, nun mal war, wie er war, zappelte mittlerweile auch Bruno Jaun im Netz, das Leimi ausgeworfen hatte. Wenn der Vize ungeschoren davonkäme, würde auch Bruno Jaun sterben müssen, so einfach war das. Jaun wusste zu viel, er war eine Gefahr. Hilvert grübelte. Vielleicht gäbe es eine Möglichkeit, den irren Leimbacher so auszuschalten, dass nur er selbst zur Rechenschaft gezogen würde, Jaun aber straffrei davonkäme.

Sozusagen ein halber Sieg, aber mit mehr Chancen auf Erfolg. Wenn er nur sich selbst schützen müsste, hätte er in seinen weiteren Handlungen freiere Hand. Hilvert glaubte weder an ein Leben nach dem Tod noch scherte er sich darum, was die Menschen nach seinem Tod von ihm halten würden. Was zählte, war das Leben, und damit stand die Rettung von Bruno Jaun, der unschuldig in Leimis monströse Intrige verwickelt worden war, ganz oben auf der Prioritätenliste.

Er musste sich Zeit nehmen, um über die Optionen nachzudenken. In aller Ruhe. Und ohne dass Jaun davon etwas mitbekam.

Hilvert hatte gar nicht gemerkt, dass die Sitzung vorbei und alle Teilnehmer aufgebrochen waren. Er sass alleine am Tisch, der von leeren Kaffeetassen, Gläsern, Wasserflaschen, vergessenen Kugelschreibern und verkritzelten Notizblättern bedeckt war. Nachdem der Oberstaatsanwalt seinen Laptop ausgesteckt hatte, blieb an der Wand das leuchtende Logo des Beamer-Herstellers zurück.

Hilvert schreckte auf, als der Filter sich neben ihn setzte. Der Polizeikommandant sah alt aus, erschöpft wie ein Ritter nach geschlagener Schlacht. Nach verlorener Schlacht, präzisierte Hilvert in Gedanken.

War das eine Reaktion auf die bevorstehende Pensionierung? Schlugen die Jahre und Jahrzehnte des Kampfes gegen das Verbrechen urplötzlich durch? War der Filter ausgebrannt?

Eine Weile sassen die beiden Männer schweigend nebeneinander. Der Filter hatte die Hände auf der Tischplatte wie zum Gebet verschränkt, aus den Augenwinkeln sah Hilvert den hervorstechenden Schnurrbart, über den er sich seit Jahren mokierte.

»Danke«, sagte der Filter dann, mehr zu sich selbst als zu Hilvert, »dass man sich immer dann auf Sie verlassen kann, wenn es wirklich drauf ankommt. Ich hatte echt Angst, dass Sie wieder mit dem Fall Rosi anfangen würden.«

»Dieser neue Mord hat nichts mit Rosi zu tun«, entgegnete Hilvert.

»So so.« Der Filter versank für eine Weile in Schweigen. »Trotzdem ist mir natürlich aufgefallen, dass Sie während der ganzen Sitzung kein Wort gesagt haben. Vielmehr sassen Sie da wie Ihre eigene Wachsfigur.«

Hilvert schwieg.

»Dass Sie beleidigt sind, weil Leimbacher die Leitung der Sonderkommission erhielt, und sich deshalb nicht an der Besprechung beteiligt haben, glaube ich nicht eine Sekunde. Nein, es ist etwas anderes, das Sie zum Verstummen gebracht hat. Zwanzig Jahre lang haben Sie Ihre Rosi- und Serienkiller-Leier wiederholt ...«

Der Filter machte eine kurze Pause und sah Hilvert prüfend an, doch der sagte kein Wort.

»... und dann finden wir ein grässlich verstümmeltes Mordopfer in unmittelbarer Nähe der Urania-Wache. In-

klusive dieses mysteriöse Bekennerschreiben mit dem direkten Hinweis auf eine Serie – und Sie bleiben stumm, Hilvert. Sagen kein Wort ...«

Wieder blieb es still, und wieder war es der Filter, der das Schweigen brechen musste.

»Ich wüsste gerne, warum.«

Hilvert nickte gedankenverloren. »Ich habe geschwiegen«, sagte er müde, »weil mir etwas klargeworden ist.«

»Das da wäre?«

Der Stuhl schabte über den etwas ausgebleichten Spannteppich, als Hilvert ihn zurückschob und aufstand.

»Das hier wird kein gutes Ende nehmen«, sagte er. »Das ist mir klargeworden.« Und mit diesen Worten liess er den Filter allein im Sitzungszimmer zurück.

Das Büro des Ordnungsfanatikers Jaun wirkte steril wie immer. Der Schreibtisch war blank geputzt, die Stifte und Kugelschreiber lagen in Reih und Glied nebeneinander, die Kante des Notizblockes verlief exakt parallel zu jener des Tisches. Der Ficus vor dem Fenster tat zwar sein Möglichstes, um etwas Leben in den Raum zu bringen, aber er hatte keine Chance gegen Jauns Pedanterie.

Hilverts Assistent sass am Schreibtisch und stierte in seine beiden Flachbildschirme, als der Hauptmann das Büro betrat. Hilvert legte ihm ein Blatt Papier direkt auf die Tastatur. Jaun nahm es, schob die Brille zurecht, legte es wieder hin.

»Das Bekennerschreiben«, sagte er, »ich habe es gelesen.«

Hilvert liess sich auf den zweiten Stuhl fallen, den robusten, den Jaun extra für seinen Chef ins Büro gestellt hatte.

»Ein interessantes Stück Papier. Sehen Sie das ›e‹, das ein bisschen nach oben verschoben ist? Geschrieben

wurde der Text völlig anachronistisch auf einer Schreibmaschine, Typ und Alter sind bereits ermittelt. Es ist ein fast vierzig Jahre altes Modell, dessen e-Taste leicht defekt ist.«

Jaun sah auf. »Ist doch toll«, entgegnete er, »immerhin ein Hinweis.«

»Ich kenne dieses ›e‹«, seufzte der Hauptmann. »und ich kenne diese Schreibmaschine. Ich habe schliesslich fast zehn Jahre darauf Rapporte getippt.«

Jaun riss den Mund auf und zog die Luft scharf ein.

»Als ich sie das letzte Mal gesehen habe, stand sie in meiner Garage in Schlieren und war von einer dicken Staubschicht bedeckt. Und dort, nehme ich an, steht sie nach wie vor.«

Noch immer stand Jauns Mund offen, seine Augen glotzten ungläubig. »Das bedeutet demnach, dass im Archiv im Keller unzählige Rapporte und Berichte liegen, die Sie auf ebendieser Schreibmaschine getippt haben.«

Hilvert nickte. »Natürlich«, stellte er emotionslos fest. »Die Schlinge zieht sich langsam zu, nicht wahr?«

»Und wer ist dieser vierte Tote? Das Opfer auf der Bahnhofbrücke soll angeblich Nummer fünf sein. Was haben wir übersehen, Chef?«

Wir werden verlieren, schoss es Hilvert durch den Kopf, als er das Entsetzen in Jauns Stimme hörte. Wir sind dieser Herausforderung nicht gewachsen. Der Hauptmann betrachtete seinen Assistenten nachdenklich. Schon über zehn Jahre arbeitete er jetzt mit ihm zusammen, war auf eine gewisse Art fast verheiratet mit ihm. Ja, er mochte Jaun, er achtete und schätzte ihn, und er musste alles tun, um ihn heil aus dieser Sache herauszubringen. Jaun hatte eine Frau, eine Tochter, einen Hund. Er, Hilvert, war allein, er würde – wenn überhaupt – eine viel kleinere Lücke hinterlassen. Vielleicht sollte er Leimi einfach im Büro aufsuchen, ihm eine Kugel in den Kopf knallen und

dann sich selbst erschiessen. Erweiterter Suizid würde es danach heissen. Aber was kümmerte es ihn dann noch.

»Es gibt keine Nummer vier«, sagte Hilvert schliesslich. »Das hat er nur geschrieben, um Sie und mich zu verwirren.«

Jaun machte grosse Augen und nickte dann zustimmend. Ja, das machte Sinn. Hilverts Intuition hatte ihn stets wie ein Kompass zum Ziel geführt, wenn alle Fakten versagten. Das war ihr einziger Vorteil gegenüber Leimis schweren Geschützen. Denn Leimi wusste nicht, was das war: Intuition.

»Ich habe mir Gedanken über die geeigneten Methoden gemacht«, sagte Jaun schliesslich. Seine Stimme kam ihm absurd nüchtern vor, und was er sagte, ganz weit weg. »Dabei bin ich zu folgenden Schlussfolgerungen gelangt.«

Er zählte an seiner Hand ab, indem er seine knöchernen Finger einen um den anderen in die Höhe streckte.

»Zuerst habe ich mir überlegt, was wir mit der Leiche machen. Wir müssen sie verschwinden lassen, und zwar so, dass sie nie gefunden wird. Denn egal, was wir tun und wie vorsichtig wir sind, man würde auf dem Toten belastende Spuren finden. Daher wird Leimi einfach spurlos verschwinden, und sein Verschwinden wird nie aufgeklärt werden können.«

Hilvert startete Jaun an.

»Zweitens habe ich über die Tatwaffe nachgedacht. Die Elimination von Leimi muss schnell gehen und sicher sein, denn wenn er die Gelegenheit zu einem Kampf bekommt, wird er ihn gewinnen. Er ist ein professioneller Killer, und wir sind blutige Anfänger mit wenig Übung in der Anwendung von Gewalt. Deswegen kommt nur eine Schusswaffe in Frage. Ich selbst besitze noch das Sturmgewehr aus meiner Zeit beim Militär, aber keine Munition dazu. Sie haben Ihre Dienstpistole, aber die

Verwendung der entsprechenden Munition wird akribisch kontrolliert. Beide Waffen sind zudem registriert und identifizierbar. Ein weiterer Grund, weshalb nie eine Leiche oder eine Spur gefunden werden darf.«

Jaun streckte seinen dritten Finger hoch.

»Entscheidend wird das Alibi sein. Wir müssen für den Zeitpunkt, an dem Leimi spurlos verschwindet, ein wasserdichtes Alibi haben. Das wird nur klappen, wenn wir diesen Zeitpunkt manipulieren. Das heisst: Wir müssen es schaffen, die Welt eine Weile im Glauben zu lassen, Leimi sei noch präsent und am Leben, nachdem wir ihn bereits ausgeschaltet haben.«

Finger vier.

»Schwieriger wird es beim Tatort. Es darf keine Zeugen geben, und vor allem – wir müssen Leimi unter irgendeinem Vorwand dorthin locken. Wie wir das machen, weiss ich noch nicht, denn ich kenne weder seinen genauen Tagesablauf noch sein Freizeitverhalten. Nachdem ich aber nochmals über Rosis Ermordung nachgedacht habe, tendiere ich dazu, einen notfallmässigen Einsatz zu fingieren, bei dem Leimi einfach verschwindet. Vielleicht können wir uns dabei sogar auf seine eigene Mordserie abstützen und zum Beispiel Mord Nummer sechs vortäuschen. Und vielleicht würde ihn das dermassen aus der Fassung bringen, dass er zuerst einmal alleine an den angeblichen Tatort käme. Dieses Vorgehen wäre unglaublich riskant, aber es ist momentan aus meiner Warte die einzige Option, die wir haben.«

Schweigen füllte das Büro, als Jaun geendet hatte. Hilvert sass wie ein gestrandeter Wal im Stuhl und glotzte auf seinen Assistenten, als hätte er einen Ausserirdischen vor sich.

»Sie machen mir Angst, Jaun«, stiess er schliesslich hervor. »Sie reden wie ein Profikiller!«

Zum ersten Mal, seit sie jenen Tunnel verlassen hat-

ten, brachte Jaun ein Grinsen zustande. »Wenn schon, denn schon«, sagte er. »Mit halben Sachen kommen wir nicht ans Ziel, sondern direkt in den Knast. Oder auf den Friedhof.«

Hilvert brummte zustimmend. Er fühlte sich wie ein Gefangener irgendwo zwischen Albtraum und Irrenanstalt. Kaum zu glauben, worüber sie da gerade sprachen.

»Aber wir haben doch kaum mehr Zeit«, wandte er ein. »Leimi kann die Bombe jeden Augenblick platzen lassen!«

Bruno Jaun nickte. »Dieses Risiko besteht durchaus. Aber ich habe gründlich überlegt, sozusagen eine Risikoanalyse vorgenommen. Wenn wir zu übereilt handeln, werden wir mit grosser Wahrscheinlichkeit scheitern. Und wenn wir sehr genau und jedes Detail planen wollen, kommen wir zu spät.«

Hilvert nickte.

Jaun streckte den Arm und warf einen Blick auf seine Armbanduhr. »Heute ist Montag, der 23. April. Am Donnerstagmorgen muss Leimi tot sein.«

Der Filter hatte einen anstrengenden Nachmittag hinter sich. Seit seine Pensionierung nicht mehr nur wie ein theoretisches Konstrukt am fernen Horizont wetterleuchtete, sondern in unmittelbare zeitliche Nähe gerückt war, war sein Terminkalender zum Bersten voll. Unglaublich, wie viele berufliche Kontakte in all den Jahren entstanden waren, mit wie vielen Menschen er zu tun gehabt hatte. Sein Bekanntenkreis ging weit über die Polizei hinaus und erstreckte sich auf Stadt- und Kantonsverwaltung, Stadt-, Kantons- und Gemeinderat, Bundesbehörden, Feuerwehr und Sanität, den Bevölkerungsschutz, und, und, und. Alle diese Kontakte hingen mit Projekten zusammen, die jedes für sich Berge von Akten produziert

hatten. Tonnenweise stapelten sie sich in Bundesordnern, Terabyte-weise füllten sie die Festplatten. Und das alles musste Thomas K. Hilvert übernehmen.

Nicht zum ersten Mal machte sich der Filter leise Sorgen. Hilvert, ja, der hatte seine Qualitäten. Aber würde er in seinem neuen Job bestehen? Einem Job *nota bene*, der weiter denn je von der Polizeiarbeit im Aussendienst entfernt war, die Hilvert so gerne mochte und auch so gut beherrschte? Verfügte Hilvert überhaupt über die Manager-, Kommunikations- und Führungsqualitäten, die in diesem Job so wichtig waren? Konnte er seine Untergebenen mit seiner Autorität, seinem Know-how und seinem guten Beispiel überzeugen? Der Filter musste sich nur Hilverts unkonventionelle Arbeitsweise ins Gedächtnis rufen, um Zweifel zu bekommen.

Hoffentlich habe ich das Richtige getan, dachte der Filter. Er wusste, dass Hilverts Erfolg oder Misserfolg als neuer Polizeikommandant auf ihn zurückfallen würde. Er hatte alles getan, um Hilvert als seinen Nachfolger zu positionieren, hatte während Monaten in seinem weiten Bekanntenkreis um Goodwill für den Hauptmann geworben und dabei auch manche Intrige gegen andere potenzielle Kandidaten geschmiedet. Zumindest konnte niemand dem Filter vorwerfen, dass er korrupt und für Vetternwirtschaft anfällig war. Er hatte den Kandidaten seiner Wahl entgegen aller Widerstände, entgegen der Meinung vieler mächtiger Leute durchgesetzt und sein Ziel erreicht. Und mittlerweile war es ihm absolut gleichgültig, was andere von ihm dachten, welche Spekulationen sie anstellten. Früher, ja, da hatte er die Meinung anderer über ihn ernst genommen, da hatte er versucht, Gerüchten entgegenzuwirken. Eine Zeit lang hatte er sogar einen Kommunikationsberater aufgesucht und aus der eigenen Tasche bezahlt. Der hatte ihm was weiss ich über Gesprächsstrategien, Vermittlung von Botschaften,

Teambildung und anderes mehr erzählt und der Filter hatte versucht, sich nach seinen Ratschlägen zu richten. Aber mittlerweile war ihm das alles egal. In fünf Wochen würde er nicht mehr im Amt sein, und dann konnten ihm alle Lästermäuler den Buckel runter rutschen.

Ich werde alt, stellte der Filter nüchtern fest. Alt, eigensinnig, ja störrisch. Möglicherweise war es gerade sein Alter, das ihn dazu gebracht hatte, bezüglich seiner Nachfolge auf Hilvert zu setzen. Hilvert, der immun gegen die Klüngerlei von Seilschaften war, der wie ein Schredder durch den Beziehungsfilz pflügen würde, welcher den Polizeiapparat und die Justiz beherrschte. Hilvert, der nichts mehr als Ehrlichkeit schätzte, der sich nicht verstellen konnte, niemandem Honig ums Maul strich, sondern stets seine eigene Meinung hatte und diese auch sagte. Hilvert, der all das tat, was sich der Filter lange Zeit nicht getraut hatte.

Vielleicht, wer weiss, war sein Einsatz für Hilvert in diesem Sinn auch als eine Art späte Rache zu verstehen.

Doch jetzt waren Dinge im Tun, die der Filter als gefährlich einschätzte. Erstens die entstellte Tote beim Mühlesteg. Einen solchen unverfrorenen Mord hatte es im beschaulichen Zürich noch nie gegeben, denn obwohl sich die Stadt gerne in der Riege grosser Metropolen sah, zeigte die Kriminalstatistik eben doch ganz klar, dass sie ein süsses kleines Landei war. Ein Grossdorf sozusagen.

Zweitens war in diesem Zusammenhang eine ungünstige Konstellation entstanden, die der Filter nicht hatte verhindern können. Leimbacher, der die Sonderkommission befehligte, im Verbund mit Oberstaatsanwalt Meyerhans, der die ganze Ermittlung leitete. Damit standen nun zwei von Hilverts erbittertsten Gegnern an vorderster Front. Je nachdem, ob sie den Fall aufklärten, könnten sie eine Machtposition erreichen, die Hilvert schwächen und seinen vorzeitigen Sturz bewirken

könnte. Der Fall barg durchaus das Potenzial, eine solche Dynamik zu entwickeln. Hätte Hilvert bereits fest im Sattel gesessen, wäre das kein Problem gewesen. Aber jetzt, in Zeiten des Übergangs, sah das Ganze noch anders aus.

Ächzend stemmte sich der Filter aus seinem Stuhl und stellte sich ans Fenster. Er hatte eine CD aufgelegt, das Klavierkonzert Nummer 1 von Ernst von Dohnányi, und lauschte den opulenten Klängen, während er seine Gedanken treiben liess. Der spektakuläre Fall der Toten quasi direkt vor der Haustür, der Machthunger von Oberstaatsanwalt Meyerhans und die Rachsucht von Leimbacher, das war eine Mischung, die einen guten Nährboden für interne Putschversuche abgab. Schlimmer noch als diese Feststellung war für den Filter die Erkenntnis, dass er dieser Entwicklung nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Sein Pulver war verschossen, er war eigentlich schon weg vom Fenster und zum Zuschauen verdammt.

Hilverts erste grosse Feuerprobe war schneller gekommen, als es sich der Filter je hätte ausmalen können.

Im Dani H. war es ruhig, unter der Woche war die Bar nicht so voll von Gästen wie an den Wochenenden. Das Lokal lag nur wenige Gehminuten vom Hauptbahnhof entfernt in einer Seitenstrasse hinter der alten Kaserne, in die sich nicht gerade Hinz und Kunz verirrt. Dass die Bar hauptsächlich von Gays besucht wurde, hielt Hilvert nicht davon ab, regelmässig hier einzukehren. Er mochte die Atmosphäre im Dani H., auch wenn sie durch das Rauchverbot etwas gelitten hatte. Obwohl selbst Nichtraucher, war Hilvert gegen solche prohibitiven Massnahmen. Irgendwie und irgendwo musste man doch noch leben dürfen! Abgesehen davon verfügte das Dani H. über das coolste Klo der Stadt. Beinahe grösser als die Bar selbst, umfasste es eine wenig über Bodenhöhe ge-

haltene WC-Schüssel für Zwerge, viele Plakate und einen Spielautomaten. Wände und Möbel trugen grelle Farben mit einer starken Tendenz zu Pink.

Hilvert hatte sich einen spanischen Rotwein einschicken lassen und sass nun seit fast einer Stunde an der Bar. Zu Beginn hatte er mit dem Barkeeper ein paar Worte gewechselt, man kannte sich, denn Hilvert war offenherzig und kam mit den Menschen schnell ins Gespräch. Doch bald einmal war beiden klar gewesen, dass Hilvert lieber seine Ruhe haben und nachdenken wollte. Während der Hauptmann vor sich hin sinnierte, beobachtete er die Gäste, was er immer gerne tat. Die beiden gesetzten Herren in teuren Anzügen trafen sich offensichtlich zum ersten Mal und checkten unverbindlich das Terrain. Rechts von Hilvert sass eine Frau mittleren Alters einsam an der Bar und goss schweigend ein Glas Gin Tonic nach dem anderen in sich hinein. Sie wirkte bekümmert und schien wild entschlossen, ihre Sorgen im Alkohol zu ersäufen. Im hinteren Teil der Bar fläzten sich auf der Couch zwei junge Männer, die sich unbeobachtet glaubten und die Finger nicht voneinander lassen konnten.

Seit dem Gespräch mit Jaun war Hilvert unbehaglich zumute. Ja, es war seine Idee gewesen, Leimi zu ermorden. Ja, es gab wohl keine andere Möglichkeit, um heil aus diesem Monsterspiel herauszukommen. Doch impulsiv, wie er war, kam er immer wieder auf Ideen, die er im ersten Moment bestechend fand, aber schon nach einer halben Stunde wieder verwarf. Sein Vorschlag war quasi aus dem Affekt gekommen, aus der Not geboren sozusagen, kaum durchdacht und abgewogen. Und er, Hilvert, wäre der Erste gewesen, der ihn beim kleinsten Gegenargument wieder über Bord geworfen hätte.

Aber Jaun, dieser Bünzli und oberstrukturierte Mensch, hatte sich tatsächlich an die Planung gemacht, um ihn in

die Tat umzusetzen. Nicht, dass Hilvert plötzlich dagegen gewesen wäre und die zwingende Logik im Handeln seines Assistenten nicht gesehen hätte. Aber ihm war nicht wohl bei der Vorstellung, dass Jaun, der immer so korrekt, präzise und so unglaublich gründlich war, sich nun mit ebendiesen Eigenschaften daran machte, jemanden zu töten. Selbst wenn es Leimi war.

Tausend Gedanken wirbelten durch Hilverts Kopf. Was um Himmels Willen sollten sie mit Marcos da Silva machen? Der arme Junge war tot, und seine Familie wusste noch nichts davon. Er und Jaun mussten den Toten doch aus dem Tunnel holen, damit er seiner Familie übergeben und bestattet werden konnte. Das Gleiche galt für die Leichen in Hilverts Gefriertruhe: Das waren Menschen gewesen, um die jemand getrauert hatten, die vermisst worden waren. Sicher bereitete deren spurloses Verschwinden den Angehörigen noch immer schlaflose Nächte.

Doch Jaun war knallhart geblieben. »Nichts von alledem werden Sie tun!«, hatte er sich ereifert. Er hatte sich so in Rage geredet, dass seine bleichen Wangen einen Hauch von Rot angenommen hatten. Schliesslich hatte er Hilvert überzeugt, dass die Leichen vorerst dort bleiben sollten, wo sie waren.

»Sonst können wir uns direkt beim Oberstaatsanwalt melden«, hatte er nüchtern festgestellt.

Hilvert wusste, dass Jaun recht hatte, aber es machte ihm Angst, dass sein Assistent fähig war, solche Entschiede überhaupt zu fällen. Mit einem Handwink bestellte er ein zweites Glas Wein. Langsam spürte er die Wirkung des Alkohols. Ihm war, als würde dieser ganze Horror einen Schritt zurücktreten. Hilvert fühlte sich plötzlich ruhig, fühlte sich geborgen in dieser Bar. Diesen Ort würden Leimis Gräuel niemals erreichen, hier war er sicher, ganz egal, was noch geschehen würde.

Es war eine Erleuchtung, und sie kam wie aus dem Nichts. Thomas K. Hilvert kannte wenn nicht alle, so doch viele der zahllosen Bars in Zürich. Er kannte die Barkeeper, die Besitzer, die Stammgäste und die Geheimtipps auf der Karte. Die Bars waren sein Reich, sein Revier.

Wenn sie Leimi töten wollten, musste es in einer Bar geschehen. Denn hier hatte Hilvert einen womöglich entscheidenden Heimvorteil.